

Romano Guardini

Tugenden

Meditationen
über Gestalten sittlichen Lebens

Matthias Grünewald Verlag · Ostfildern
Verlag Ferdinand Schöningh · Paderborn

Alle Autorenrechte liegen bei der
Katholischen Akademie in Bayern

»Tugenden.

Meditationen über Gestalten sittlichen Lebens:
8. Auflage 2016, unveränderter Nachdruck der 2. Auflage,
Würzburg: Werkbund-Verlag, 1967
(1. Auflage 1963)

Für die Schwabenverlag AG ist Nachhaltigkeit ein wichtiger
Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz
umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

© 1987 Matthias Grünewald Verlag der Schwabenverlag AG,
Ostfildern

www.gruenewaldverlag.de

© 1987 Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn
www.schoeningh.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Druck: CPI – buchbücher.de, Birkach

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-7867-3087-3 (Matthias Grünewald)

ISBN 978-3-506-78655-5 (Schöningh)

Giuliano Guardini zugeeignet

Inhalt

Vorbemerkung	9
Vom Wesen der Tugend	11
Wahrhaftigkeit	20
Annahme	30
Geduld	40
Gerechtigkeit	49
Ehrfurcht	57
Treue	67
Absichtslosigkeit	75
Askese	82
Mut	92
Güte	103
Verstehen	109
Höflichkeit	118
Dankbarkeit	129
Selbstlosigkeit	138
Sammlung	147
Schweigen	160
Die Gerechtigkeit vor Gott	169

Vorbemerkung

In Platons Werk über den Staat, an jener Stelle, wo Sokrates darlegt, wie im »Guten« die höchste Wahrheit mit dem Göttlichen selbst eins ist, antwortet der ergriffene Ausruf Glaukons, seines jungen Zuhörers: »Von allübersteigender Schönheit redest Du da!« (509b)

Über die Weise, wie der große Meister des Philosophierens den Staat zum Hüter der sittlichen Ordnung macht, kann man gewiß verschiedener Meinung sein. Wir haben bittere Lehren darüber empfangen, was geschieht, wenn die Behörde in die Hand nimmt, was Sache der Freiheit ist. Eines aber hat seine Philosophie für immer klargestellt: Nach der Verwilderung des Denkens in der Sophistik hat sie gezeigt, daß unbedingte Gültigkeiten bestehen. Daß diese erkannt werden können, und es also eine Wahrheit gibt. Daß sie in der Hoheit dessen zusammengefaßt sind, was »das Gute« heißt, und dieses Gute im Leben des Menschen, je nach den gegebenen Möglichkeiten, verwirklicht werden kann. Sie hat gezeigt, daß das Gute eins ist mit dem Göttlichen; daß seine Verwirklichung aber den Menschen zur eigentlichen Menschlichkeit führt, indem die Tugend entsteht – welche Tugend vollendetes Leben, Freiheit und Schönheit bedeutet. Alles das gilt für immer, auch für den heutigen Tag.

Von diesen Dingen soll hier die Rede sein. Die nachfolgenden Meditationen – sie werden, im Unterschied zur wissenschaftlichen Abhandlung, mit Bedacht so genannt – sind aus gesprochenem Wort hervorgegangen, und die Weise, wie dieses aufgenommen wurde, hat gezeigt, daß unsere Zeit, trotz all ihrer Skepsis, nach einer Deutung des täglichen aus dem Ewigen heraus verlangt.

Diese Deutung soll in einer ganz unsystematischen Weise vor sich gehen; über die bestimmenden Gesichtspunkte spricht das erste Kapitel. Sie will nicht vollständig sein, sondern greift in die tägliche Wirklichkeit, wie sie gerade lebendig wurde, und sucht darin nach den Ansatzpunkten der sittlichen Selbstverwirklichung. Überall ruft sie die eigene Erfahrung des Lesers an und sucht von ihr aus zu einer Einheit des ethischen Bewußtseins vorzudringen.

Allzusehr ist die sittliche Lehre zu einer Lehre vom Verbotenen geworden; diese Überlegungen wollen die lebendige Hoheit, die Größe und Schönheit des Guten zu ihrem Recht bringen. Zu sehr wird auch die ethische Norm als etwas gesehen, das von außen her an einen rebellierenden Menschen herankommt; hier soll das Gute als das verstanden werden, dessen Verwirklichung den Menschen recht eigentlich zum Menschen macht. Der junge Glaukon wurde bei den Worten seines Meisters von einem verehrenden Entzücken erfaßt: die Absicht dieses Buches wäre erreicht, wenn der Leser empfände, daß die Erkenntnis des Guten Ursache von Freude ist. Im Jahre 1930 wurden die in der vorausgegangenen Zeit entstandenen »Briefe über Selbstbildung« zusammengefaßt und als Buch herausgegeben. Sie wendeten sich an den jungen Menschen und setzten in vielem die Atmosphäre der Jugendbewegung voraus. Die vorliegenden Meditationen wenden sich an Ältere und haben die bitteren Jahre zur Voraussetzung, die wir seitdem durchlebt haben. Ein geschichtlicher Abgrund trennt beide Versuche der Lebenslehre – dennoch gehören sie zusammen, so, wie im gleichen Menschen Jugend und Reife zusammengehören.

Was das »Nachwort« angeht, so wird der Leser gut tun, nachdem er von ihm Kenntnis genommen hat, die vorausgegangenen Meditationen in seinem Licht noch einmal zu durchdenken.

Vom Wesen der Tugend

In diesen Überlegungen soll von etwas die Rede sein, das uns alle angeht, jeden in seiner Weise, nämlich von der Tugend. Das Wort berührt uns wahrscheinlich zunächst fremd, vielleicht sogar unsympathisch; es klingt leicht altmodisch und »moralisch«.

Vor vierzig Jahren hat der Philosoph Max Scheler einen Aufsatz geschrieben, der den Titel trägt: »Zur Rehabilitation der Tugend«¹. Ein wenig seltsam, aber verständlich, wenn man bedenkt, daß damals die Ethik, die unter der Herrschaft Kants zu einer Pflichtlehre verdorrt war, sich lockerte, und man begann, das Gute wieder als etwas Lebendiges zu verstehen, das den ganzen Menschen angeht. In jener Situation wies Scheler auf den Wandel hin, den Wort und Begriff »Tugend« im Lauf der Geschichte erfahren haben, bis sie den kümmerlichen Charakter annahm, der ihnen noch immer anhaftet.

So war für die Griechen Tugend, *aretē*, die Wesensart des edel gearteten und wohlgebildeten Menschen; für die Römer bedeutete *virtus* die Festigkeit, mit welcher der vornehme Mann in Staat und Leben stand; das Mittelalter verstand unter *tugend* die Art des ritterlichen Menschen. Allmählich wurde diese Tugend aber brav und nützlich, bis sie den sonderbaren Klang bekam, bei dem sich im natürlich gewachsenen Menschen innerlich etwas zusammenzieht.

Wenn unsere Sprache ein anderes Wort hätte, würden wir es nehmen. Sie hat aber nur dieses; so wollen wir uns zu allem Anfang darüber einig sein, daß es etwas Lebendiges und Schönes bedeutet.

¹ »Vom Umsturz der Werte«, Gesammelte Werke Bd. III, S. 13 ff (Bern 1955)

Was meint es also? Es meint, daß jeweils die Motive, die Kräfte, das Handeln und Sein des Menschen von einem bestimmenden sittlichen Wert, einer ethischen Dominante sozusagen, zu einem charakteristischen Ganzen zusammengefaßt werden.

Wählen wir als Beispiel eine sehr schlichte Tugend, die Ordnung. Sie bedeutet, daß der Mensch weiß, wo eine Sache hingehört, und wann es für ein Tun Zeit ist; welches Maß jeweils gilt, und in welchem Verhältnis die verschiedenen Dinge des Lebens zu einander stehen. Sie bedeutet den Sinn für Regel und Wiederkehr und das Gefühl dafür, was sein muß, damit ein Zustand oder eine Einrichtung Dauer haben. Wenn die Ordnung zur Tugend wird, dann will der, der sie übt, sie nicht bloß in einer einzelnen Entscheidung verwirklichen – etwa wenn er arbeiten soll, und statt dessen etwas anderes treiben möchte, sich aber zusammennimmt und tut, was jetzt an der Zeit ist –, sondern als Haltung des ganzen Lebens; als eine Gesinnung, die sich überall zur Geltung bringt; die nicht nur sein persönliches Tun, sondern auch seine Umgebung bestimmt, so daß seine ganze Umwelt etwas Klares und Zuverlässiges bekommt.

Die Tugend der Ordnung muß aber, damit sie lebendig sei, auch die anderen Tugenden berühren. Damit ein Leben in der rechten Weise geordnet sei, darf diese Ordnung nicht zu einem Joch werden, das lastet und zwingt, sondern muß zum Wachstum helfen; so gehört zu ihr das Bewußtsein, was Leben hemmt, und was es möglich macht. Also ist eine Persönlichkeit richtig geordnet, wenn sie Energie hat und sich überwinden kann, aber auch, wenn sie fähig ist, eine Regel zu durchbrechen, wo es nötig wird, damit sie nicht einenge – und mehr derart.

Eine echte Tugend bedeutet einen Durchblick durch die ganze Existenz des Menschen. In ihr wird, wie gesagt, ein ethischer Wert zur Dominante, welche die lebendige Fülle der Persönlichkeit zusammenfaßt.

Nun gibt es zweierlei Weisen, wie die Tugend der Ordnung sich verwirklicht. Sie kann sozusagen angeboren sein; dann geht sie leicht und selbstverständlich aus der Natur des betreffenden Menschen hervor. Jeder kennt wohl solche, deren Tisch immer frei gearbeitet ist, und unter deren Händen alle Dinge wie von selbst ihren Platz finden. Die Aufgabe eines so Gearteten besteht dann darin, daß er seine Anlage in Pflege nehme und entfalte, damit sie zu einer Selbstverständlichkeit werde, die das Dasein klar und schön macht. Sie aber auch vor Entartung schütze – denn sie kann eng und hart machen. Dann entsteht nämlich der Pedant, um den das Leben vertrocknet.

Doch gibt es auch anders Veranlagte, denen die Ordnung nicht von Natur eigen ist. Sie neigen dazu, dem Impuls des Augenblicks zu folgen, wodurch dann das Tun seine Folgerichtigkeit verliert; Angefangenes abzubrechen, weil es langweilig wird; die Dinge liegen zu lassen, wie sie aus der Hand fielen, als man fort wollte. Ja die Ordnung als solche wird ihnen lästig. Sie empfinden das aufgeräumte Zimmer als unwohnlich; auf den Tag vorauszublicken und ihn einzuteilen, ist für sie Pedanterie; sich über Einnahmen und Ausgaben Rechenschaft zu geben und sie ins Gleiche zu bringen, scheint ihnen lästiger Zwang. Die Tatsache, daß eine Regel gesetzt ist, reizt sie sogar und weckt die Lust, diese zu übertreten, weil Freiheit für sie die Möglichkeit bedeutet, immer tun zu können, wozu es sie gerade treibt. Menschen solcher Veranlagung kommen zur Ordnung nur über die Einsicht, daß sie ein unerläßliches Element des Lebens ist, des eigenen wie der Gemeinschaft. Sie müssen sich in Zucht nehmen, nach jedem Versagen neu einsetzen, um die Ordnung kämpfen. So bekommt der Charakter der Tugend bei ihnen etwas Bewußtes und Mühsames, um aber dann zu einer gewissen Selbstverständlichkeit zu gelangen – freilich immer gefährdet zu bleiben.

Beide Formen der Tugend sind gut, beide notwendig. Es ist ein großer Irrtum, zu meinen, nur jene Tugend sei echt, die

mit Natürlichkeit aus dem Wesen entspringe – ebenso wie es falsch ist, zu sagen, ethisch sei nur, was mit Mühe errungen werde. Beides ist Tugend: sittlich geformtes Menschentum, nur auf verschiedenen Wegen verwirklicht.

Es wäre auch darauf hinzuweisen, daß die richtige Ordnung, je nach der Art des Gebietes, auf das sie sich richtet, einen verschiedenen Charakter annimmt. Leblose Dinge im Lager-raum werden in anderer Weise geordnet als, sagen wir, lebendige Tiere im Stall, oder Menschen in einem Betrieb; Soldaten im Dienst anders als Kinder in der Schule.

So wäre wieder manches zu sagen. Etwa wird in Verbindung mit dem Gefühl für menschlichen Wert und soziale Stellung der Ordnungssinn zum rechten Verhalten im gesellschaftlichen Leben; zusammen mit dem Gefühl für Situationen zum Sinn für das Schickliche, zum Takt, und so fort.

Tugend ist auch eine Weise des Verhältnisses zur Welt. Wie sieht Einer, in dem das Gefühl für Ordnung wirksam geworden ist, die Welt? Er merkt, alles in ihr ist »geordnet nach Maß, Zahl und Gewicht«, wie die Schrift sagt. Er weiß, nichts geschieht zufällig; alles steht in Sinn und Zusammenhang. Er hat Freude daran, diese Ordnung zu sehen – denken wir etwa an das Weltbild der Pythagoräer, die die Gesetze der Welt mit denen der Harmonie gleichsetzten und sagten, was das Geschehen lenke, sei der Klang von Apollons Leier. Der so Geartete sieht auch die Ordnung in der Geschichte: daß da tiefe Regeln walten, alles seine Ursachen hat, nichts ohne Folgen bleibt – wie sich das in dem griechischen Begriff der *thémis* ausdrückt, wonach alles Tun der Menschen unter Fug und Recht steht. So bedeutet diese Tugend zugleich ein Verhältnis zum ganzen Dasein und gibt die Möglichkeit, Seiten an ihm zu entdecken, welche dem, der im Durcheinander lebt, gar nicht deutlich werden.

Freilich kann auch dieser Ordnungsblick starr werden, so daß er »Ordnung« nur noch als Naturordnung und auch diese nur als mechanische Notwendigkeit sieht. Dann verschwindet

ursprüngliche Gestalt und lebendige Hervorbringung; vollends alles, was seelische Fülle, Freiheit und Schöpfertum heißt, und das Dasein erstarbt in stummer Notwendigkeit.

Ein solcher Mensch kann aber auch von daher leiden – wie ja überhaupt jede echte Tugend ein Vorentwurf geistiger Freude, ebenso wie geistigen Leidens ist. Den Ordnungslosen läßt die Wirrnis menschlicher Dinge, so weit sie nicht ihn selbst betrifft, gleichgültig – falls er sie nicht sogar als ein Lebenselement empfindet und genießt. Wer hingegen weiß, was Ordnung ist, fühlt die Gefährlichkeit, ja Unheimlichkeit der Unordnung. Dieses drückt sich im alten Begriff des Chaos aus, der Auflösung des Daseins; Gestalt, nein Ungehalt geworden im Ungeheuer, im Drachen, im Weltenwolf, in der Midgardschlange. Darauf bezieht sich das Wesen des echten Helden, der nicht auf Abenteuer geht, noch Ruhm sucht, sondern sich beauftragt weiß, das Chaos zu bezwingen: Gilgamesch, Herakles, Siegfried. Sie überwinden das, was die Welt ungeheuer, unlesbar macht; schaffen dem Leben Freiheit und gemäße Verhältnisse. Für den, der Ordnung will, ist jede Unordnung im Innern des Menschen, in den menschlichen Beziehungen, in Beruf und Staat etwas Beunruhigendes, ja Quälendes.

Die Tugend kann erkranken, wir haben das bereits gestreift. Aus der Ordnung kann eine Fessel werden, in welcher der Mensch Schaden leidet. Ich habe einen hochbegabten Mann gekannt, der sagte: »Wenn ich mich einmal zu etwas entschlossen habe, vermöchte ich meinen eigenen Entschluß nicht mehr zu ändern, auch wenn ich es wünschte.« Hier ist die Ordnung zum Zwang entartet... Oder denken wir an die Ängstlichkeit des Gewissens, durch die der Mensch vom Bewußtsein gequält wird, etwas tun zu müssen, und wieder zu tun, und noch einmal, und so fort, genötigt durch einen ihn nie freigebenden Antrieb... Oder an den Erzieher, der alles in feste Regeln preßt, damit er seiner Schüler Herr

bleiben könne, weil er keine elastische Ordnung zu schaffen vermag, die dem Leben dient... Oder gar an die ganz pathologischen Zustände, in denen einer weiß: Jetzt ist es Zeit jetzt muß »es« getan werden, sonst geschieht Furchtbares – er aber nicht weiß, was das sei, für das es Zeit ist: ein Ordnungszwang, der keinen Inhalt mehr hat.

In jeder Tugend steckt auch die Möglichkeit zur Unfreiheit. So muß der Mensch noch über seine Tugend Herr werden, um in die Freiheit von Gottes Ebenbild zu gelangen.

Die Tugend reicht durch das ganze Dasein, als ein Akkord, der es zur Einheit zusammenfaßt – ebenso steigt sie zu Gott hinaus, besser, sie kommt von Ihm herab.

Das hat schon Platon gewußt, als er für Gott den Namen des *agathón*, des »Guten«, schuf. Von Gottes ewiger Gutheit kommt die sittliche Erleuchtung in den Geist der empfänglichen Menschen hinab. Sie teilt den verschiedenen Charakteren jeweils ihre besonderen Anlagen für das Gute zu. Im christlichen Glauben kommt diese Erkenntnis zu ihrer Vollendung – denken wir an das geheimnisvolle Bild der Apokalypse, wonach der Inbegriff der Ordnung, die heilige Stadt, von Gott zu den Menschen herabsteigt (21,10 ff).

Darüber wäre mehr zu sagen, als hier Raum hat. Wir können nur einiges Grundlegende nennen.

Da ist zuerst eine Wahrheit, nein eine Wirklichkeit, auf der jede Ordnung des Daseins ruht. Es ist die Tatsache, daß Gott allein »Gott« ist, der Mensch aber sein Geschöpf und Ebenbild. Daß Gott wirklich »Gott« ist, nicht anonymer Weltgrund, nicht bloße Idee, nicht Geheimnis des Daseins, sondern der durch sich selbst Wirkliche und Lebendige, Herr und Schöpfer – der Mensch aber der Geschaffene und dem höchsten Herrn zum Gehorsam Verpflichtete.

Das ist die Grundordnung aller irdischen Verhältnisse und alles irdischen Handelns. Gegen sie hat sich schon der erste Mensch empört, als er sich einreden ließ, er wolle »sein wie Gott«, und gegen sie geht die Empörung weiter bis heute, von

Großen und Kleinen, Genialen und Schwätzern. Wird aber diese Ordnung verletzt, dann kann noch so viel Macht gewonnen, noch so viel Wohlfahrt gesichert, noch so viel Kultur aufgebaut werden, alles bleibt doch im Chaos.

Eine andere Weise, wie die Tugend der Ordnung von Gott her begründet wird, ist das unaufhebbare Gesetz, daß alles Unrecht Sühne fordert. Der Mensch macht gern die eigene Vergeßlichkeit zum Charakter der Geschichte und meint, wenn er Unrecht getan habe, dann gehe das Geschehen ungestört weiter; die beabsichtigten Wirkungen blieben, das Unrecht sei gewesen, zu Nichts geworden. Eine Vorstellung vom Staat hat sich gebildet, nach welcher diesem um der Macht, der Wohlfahrt, des Fortschritts willen jedes Unrecht erlaubt sei. Habe es seinen Zweck erreicht, dann sinke es ins Nichts.

In Wahrheit ist es noch da: im Stoff und Zusammenhang der Geschichte; im Lebensgefüge derer, die es begangen, und derer, die es erlitten haben; im Einfluß, den es auf die Anderen ausgeübt hat; im Gepräge der Gesinnungen, der Sprache, der Haltungen, die die Zeit tragen. Und es wird einmal gesühnt; muß gesühnt werden, unausweichlich. Dafür steht Gott.

Das Dritte ist die Offenbarung des Gerichts. Die Geschichte ist kein Naturvorgang, der seinen Sinn in sich selber hätte, sondern sie muß Rechenschaft geben. Nicht der öffentlichen Meinung, noch auch der Wissenschaft – wie es auch falsch ist, zu sagen, der Gang der Geschichte sei selbst schon das Gericht; denn wie vieles bleibt verdeckt, wie vieles vergessen, für wie vieles wird die Verantwortung hingeschoben, wo sie nicht hingehört. Nein, das Gericht wird Gott halten.

Alles wird vor Seine Wahrheit gelangen und offenbar werden. Alles wird unter Seine Gerechtigkeit treten und die endgültige Bestimmung erfahren.

Wir sehen, was wir die Tugend der Ordnung genannt haben und das zuerst so alltäglich aussah, greift immer tiefer, wird immer umfassender und steigt schließlich zu Gott selbst auf – kommt von Ihm zum Menschen herab und dieser Zusammenhang ist es, den das Wort »Tugend« meint.

Im Folgenden soll nun eine Reihe solcher Gestalten, wie der Mensch im Guten steht, herausgearbeitet werden. Ohne System, vielmehr Bild um Bild, wie sie sich aus der Mannigfaltigkeit des Lebens dargeboten haben. Das wird uns helfen, den Menschen besser zu verstehen. Klarer zu sehen, wie er lebt; wie das Leben ihm zur Aufgabe wird; wie er dessen Sinn erfüllt oder verspielt.

Es wird aber auch zur praktischen Führung des eigenen Lebens helfen. Denn es gibt eine Wahlverwandtschaft der verschiedenen Veranlagungen zu den jeweils verschiedenen Tugenden. Diese sind ja kein allgemeines Schema, das dem Menschen aufgesetzt würde, sondern selbst lebendiges Menschentum, sofern es vom Guten angerufen ist und sich darin erfüllt. Das Gute aber ist lebendiger, von Gott herstrahlender Reichtum; in seiner Ursprünglichkeit unendlich voll und ganz einfach zugleich, doch am menschlichen Dasein sich besondernd und entfaltend.

Jede Tugend ist eine Brechung des unendlich-reichen Einfachen auf eine Möglichkeit des Menschen hin. Das bedeutet aber, daß die einzelnen Individualitäten je nach dieser ihrer Möglichkeit zu den verschiedenen Tugenden jeweils größere oder geringere Verwandtschaft oder Fremdheit haben. So ist dem sozial Veranlagten, der unwillkürlich zum Anderen in Beziehung tritt, die Tugend des Verstehens ohne weiteres vertraut, während sie dem Zielbewußt-Aktiven von Natur fremd ist; im schöpferisch Veranlagten ist eine Ursprünglichkeit, die gegebene Situationen lebendig ergreift, während der mehr rational Geartete sich an feste Regeln hält...

Das zu sehen, ist wichtig für das Verständnis des sittlichen Lebens der verschiedenen Individualitäten. Es ist aber wich-

tig auch für den praktischen Alltag. Denn die sittliche Arbeit wird gut tun, von dem auszugehen, worin man sich zu Hause fühlt, um von da aus vorzudringen und auch das Fremdere zu bewältigen.